

Anlehnungsbedürftige Einzelgänger

oder: Die Suche nach dem eigenen Leben

Die Lebensphilosophie der meisten Zeitgenossen ist von dem Wunsch geprägt, „etwas vom Leben zu haben“. Was diesen Wunsch erfüllbar macht, ist hinreichend bekannt: Es kommt darauf an, es im Leben zu etwas zu bringen. Wer es zu etwas gebracht hat, „ist“ wer. Es gilt, sich Dinge zu besorgen, auf die man in der Weise des „Habens“ stolz sein kann. In Zeiten abbröckelnder Wohlstandsniveaus ist diese Gleichsetzung von Haben und Sein jedoch immer schwieriger praktizierbar. Aus dieser Verlegenheit scheint ein Imperativ herauszuführen, der die Frage nach einem sinnvollen Leben als Erkundung

*Szenen inszenieren
Erlebnisse und sind
Angebote, die eigene
Individualität öffentlich und
kollektiv zu stilisieren.*

danach versteht, was ein Individuum tun muß, um den Eindruck zu haben, sein Leben lohne sich. Die Antwort lautet „Erlebe dein Leben!“ Wer weder etwas ist, noch etwas hat, soll wenigstens etwas erleben können. Der Lebenssinn hängt an der Erlebnisqualität des Lebens.

Längst haben auch die Habenichtse diese Lektion gelernt, die für die Wohlhabenden zur Routine geworden ist: Man hat die persönlichen Lebensumstände so zu gestalten und wahrzunehmen, daß sie subjektiv erwünschte Erlebnisse ermöglichen, die mit den Adjektiven „toll“, „schön“, „interessant“, „spannend“, „geil“ kommentiert werden. Bei diesem Vokabular fällt auf, daß es weniger der Situations- als der individuellen Selbstbeschreibung dient.

Die Kunst, ein lohnendes Leben zu führen, besteht offensichtlich darin, mit äußeren Gegebenheiten so umzugehen, daß positive individuelle Befindlichkeiten möglich werden. Dabei geht es gar nicht anders, als daß das Subjekt bei sich selbst

Maß nimmt. Insofern besteht die „Erlebnisorientierung“ der Sinnsuche zugleich in einer „Innenorientierung“ der Maßstäbe für Sinn und Glück¹. Kaum anders läßt sich mit dem Wunsch, etwas vom Leben

oben. Nichtswird mehr gefürchtet als Langeweile. Die Hoffnung auf erlebnisreiche Wochenend-, Feier- und Urlaubstage ist darum auch fester Bestandteil kollegialer Verabschiedungen am Arbeitsplatz. Die



Kalk-Glockenenzian (links und Mitte)
(*Gentiana clusii* Perr. et Song.)
Kiesel-Glockenenzian (rechts)
(*Gentiana kochiana* Perr. et Song.)

haben zu wollen, auch der zweite Wunsch erfüllen, das Leben als ein „eigenes Leben“ führen zu können.² Sind dies jedoch sinnvolle Wünsche? Oder ergeht es den „modernen“ Menschen am Ende wie jenen Märchengestalten, die froh sind über die Möglichkeit eines dritten Wunsches, der die ersten beiden Wunscherfüllungen wieder aufhebt?

Etwas vom Leben haben wollen – im Alleingang?

Auf der Prioritätenliste vieler Zeitgenossen rangieren Erlebniswünsche ganz

Erlebnisvokabel bleibt jedoch nicht auf den Freizeitbereich beschränkt. Sie bezeichnet das Grundmuster eines veränderten Verhältnisses zu allen Lebensbereichen. Ihr Aufrücken zu einem existentiellen und soziologischen Schlüsselbegriff?

hängt zusammen mit Trends und Tendenzen, für deren Deutung die Kategorien der Differenzierung, Pluralisierung und Individualisierung des sozialen Lebens verwendet werden.

Dazu zählen die abnehmende Bindungswirkung traditioneller Sozialzusammenhänge (wie Klasse, Schicht, Konfession), die Lösung von Lebenslauf und Lebensstil aus überkommenen geschlechtsspezifischen Festlegungen sowie die Pluralisierung von Lebensformen, Moral- und Sinnsystemen. Damit sind offenkundig günstige Voraussetzung für ein „eigenes“, selbstbestimmtes Leben geschaffen. Ein eigener Mensch zu sein zeigt sich darin, daß ein Subjekt alle notwendigen Koordinationsleistungen von der Berufs- und Partnerwahl, der Mitgliedschaft in Vereinen über die Auswahl der passenden Schule für die Kinder bis hin zur Verfügung

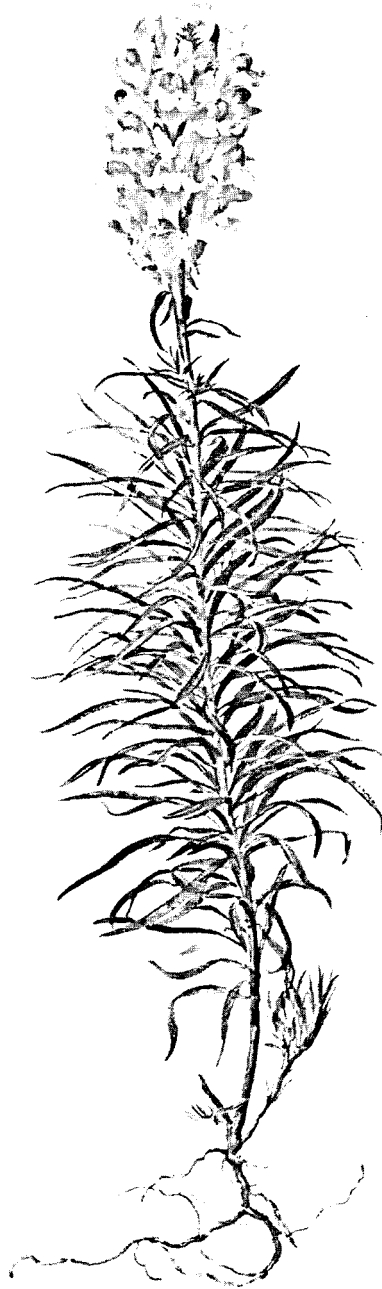
Auf der Prioritätenliste vieler Zeitgenossen rangieren Erlebniswünsche ganz oben.

über die Art der Bestattung zunehmend eigenhändig vornehmen kann (und muß). Weitgehend ohne fremde Hilfe muß das Individuum das Drehbuch seines Lebens schreiben, selbst Regie führen und zugleich die Hauptrolle übernehmen.⁴

Exponent und Nutznießer dieser Entwicklung scheint vornehmlich jene Personengruppe zu sein, für die das Etikett „Singles“ erfunden wurde⁵, und die nach gängiger Meinung bewußt und entschieden alleinlebende Personen (meist zwischen 25 und 45 Jahren) umfaßt, die sich durch bestimmte Werthaltungen (ichbezogen, hedonistisch, karriereorientiert) und Beziehungsmuster (befristete Kontakte und Partnerschaften, rasch kündbare Mitgliedschaften) auszeichnen. Sie verfügen über jenes Maß an Flexibilität und finanzieller Liquidität, das es ihnen erlaubt, dem Ideal der „Selbstverwirklichung“ folgen zu können.

Allerdings ist die Rede über „Singles“ von zahlreichen Klischees belastet. Man unterstellt ihnen Bindungsunfähigkeit

und Solidaritätsunwilligkeit oder gibt ihnen wegen einer negativen Vorbildfunktion die Schuld am Verfall gemeinschaftsbezogener Werte und an der wachsenden Atomisierung des sozialen Lebens. Übersehen wird dabei oft, daß Singles nicht selten unfreiwillig allein leben und daß es zahlreiche „Beziehungssingles“ gibt, deren



Gewöhnliches Leinkraut, Frauenleinfachs
(*Linaria vulgaris* Mill.)

Einzeldasein eingelassen ist in ein Netz von Kontakten, das ihnen erlaubt, ohne feste Bindung mit anderen in Verbindung bleiben zu können⁶. Ihre Moral besteht aus der Maxime „Wer für sich lebt, muß sozial leben!“⁷ Wer allein lebt, aber nicht einsam

sein will, muß in soziale Kontakte investieren.

Singles sind nicht ex definitione „unsoziale“ Mitmenschen, und die Erlebnisgesellschaft produziert keineswegs ausschließlich „Ichlinge“. Vielmehr kristallisieren sich hier auch neue Sozialtypen und -formen heraus – allen voran der Typus des „anlehnungsbedürftigen Einzelgängers“. Wie erzwungene Gemeinsamkeiten zu einer Betonung des Individuellen führen, so weckt die Individualisierung des Lebens eine neue Bereitschaft zur Interaktion. Denn der so simpel erscheinende Imperativ „Erlebe Dein Leben!“ ist keineswegs einfach zu praktizieren.

Ein eigener Mensch sein können – aber nicht allein sein müssen

Viele Singles blicken nach außen, um Antworten auf Fragen zu erhalten, die sich nach innen richten: Was will ich? Wer bin ich? Wie behaupte ich mich? Bei der Beantwortung dieser Fragen kommt ihnen entgegen, daß die Erlebnisgesellschaft die Bildung von temporären Gemeinschaften fördert. Ihre Merkmale sind zeitlich und räumlich begrenzte Kontakte, passagere Zugehörigkeiten, partielle Identifikationen. Singleexistenzen finden sich in scheinbar zufälligen „Erlebnisgemeinschaften“ wieder, weil sie die Orientierung an demselben Typ von Erlebnissen zusammenführt.

Am deutlichsten wird dies in den „Szenen“, die vor allem in den Städten um ein spezifisches Erlebnisangebot (Theater, Sport, Disco) an festen Lokalitäten ein Stammpublikum und einen weiteren Kreis von Sympathisanten konstituieren. Szenen bilden sich teils milieuspezifisch – etwa im Umfeld von Einrichtungen und Veranstaltungen der traditionellen bildungsbürgerlichen „Hochkultur“ (Oper, Theater, Museum) – teils entstehen sie im Umfeld von Stadtteilzentren (Bürgerhäuser, Kulturläden) und teils manifestieren sie sich in weniger ortsfesten und zeitlich diskontinuierlichen Zusammenkünften bzw. einmaligen „events“ (Kulturfestivals, Sportereignisse).

Szenen antworten auf die Frage, wie man in einer kaum überschaubaren sozialen Wirklichkeit Menschen mit ähnlichen Vorlieben und Abneigungen finden kann, ohne Abstriche an der eigenen Individualität machen zu müssen (d.h. sich vereins-

mäßig organisieren zu müssen). Szenen entstehen an der Schnittlinie zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, zwischen Erlebnisaniern und Erlebnissachfragern. Sie inszenieren Erlebnisse und sind Angebote, die eigene Individualität öffentlich und kollektiv zu stilisieren. Alle sind zugleich Zuschauer und Darsteller (oder zumindest Mitspieler). Besten Anschauungsunterricht bieten hierzu die „Raves“ der Techno-Szene oder als „Megaevent“ die Berliner „Love parade“ im Sommer 1998. Ausgestattet mit entsprechenden „Life-style“-Angeboten scheinen Szenen jene Leerstellen füllen zu können, welche die ständigen Modernisierungsschübe im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft hinterlassen. Sie ermöglichen einen nicht-individuellen Umgang mit Individualisierungszumutungen. Sie gewähren die doppelte Gnade, jemand zu sein und es nicht allein sein zu müssen.

Ohne feste Bindung – aus Versäumnisangst?

Allerdings können die Szenen nicht völlig jenen Trend kompensieren, der zu Existenzformen führt, welche die Individuen bei ihrer Lebensplanung und -führung auf sich selbst zurückwerfen. Die Angebotsexplosion auf dem Erlebnismarkt und die Ausweitung der Konsumchancen nötigen die einzelnen, nahezu im Alleingang ihr Glück zu machen. Die Selbstverantwortung für das eigene Lebensglück, das in beglückenden Erlebnissen liegen soll, setzt die Individuen unter den permanenten Druck, etwas erleben zu müssen. Ein weiterverzweigter Erlebnismarkt, der sich vom Freizeitkonsum bis zum Warenkonsum erstreckt, ermöglicht freie Auswahl – aber es herrschen auch Wahlzwang und Zeitdruck. Bei ihren Entscheidungen haben die Erlebnissachfrager das Enttäuschungsrisiko allein zu tragen. Ihr Problem besteht in der unaufhebbaren Unsicherheit, möglicherweise das Falsche gewählt und dadurch das bessere Erlebnis verpaßt zu haben.

Die Sorge ist eine unerschöpfliche Ressource des Erlebnismarktes. Wo das Erleben des Lebens zur Lebensaufgabe wird, steigt das Risiko, durch das Ausbleiben von Erlebnissen dem Leben nichts abgewinnen zu können. In der Erlebnisgesellschaft regiert die Versäumnisangst. Bei vielen „Erlebnis-Singles“ dominiert daher eine „surfende“ Lebenseinstellung. Sie sind dar-

auf aus, möglichst auf der richtigen Welle zu reiten und rechtzeitig auf eine andere umsteigen zu können. Jeder Aufenthalt in einer Szene bleibt ein vorübergehender Aufenthalt, es gibt nur Zwischenstationen, aber keine feste Bleibe. Sie agieren wie Passanten und Flaneure – stets auf der Suche nach einer Gelegenheit, noch etwas Besseres als das gerade Aktuelle zu entdecken. Sie leben ohne feste Bindung, um frei zu sein, am Ende vielleicht doch noch die richtige Verbindung eingehen zu können.

Das Leben erleben – und der Sinn des Lebens?

Die alltägliche Suche nach dem eigenen Leben ist in modernen Gesellschaften zur vielleicht letzten Kollektiverfahrung geworden. Der Grund hierfür liegt im Verlust übergreifender Sinnzusammenhänge. Es gibt keine festen Legierungen mehr von

„Erlebnis-Singles“ sind darauf aus, möglichst auf der richtigen Welle zu reiten und rechtzeitig auf eine andere umsteigen zu können.

Recht und Moral, Politik und Religion. In modernen Gesellschaften sind elementare soziale Aufgaben, Leistungen und Zuständigkeiten auf verschiedene Teilsysteme (Bildung, Recht, Medizin, Politik) verteilt worden, und in diesen Teilsystemen wird nach einer jeweils eigenen Logik verfahren.

Für die Individuen sind übergreifende Sinnzusammenhänge kaum mehr erkennbar. Die Sinnhaftigkeit des Lebens kommt nicht von „außen“ in ihr Bewußtsein. Sie müssen dem Daseinssinn weithin auf eigene Faust auf die Spur kommen. Die Suche nach sinnstiftenden Erlebnissen hat in diesem Umstand eine wesentliche Ursache. Allerdings versagen die Angebote des Erlebnismarktes sehr schnell, wenn Sinnfragen an den Bruchstellen der Gesellschaft oder der eigenen Biographie aufgeworfen werden. Wenn es möglich ist, Erlebnisse zu produzieren, die „Sinn machen“, ist solcher Sinn gemacht. Was aber ist zu tun in Situationen, in denen sich nichts mehr machen läßt? Eine erlebnisorientierte Sinnsuche ist rasch am Ende, wenn sie nur zur

Aneinanderreihung unzusammenhängender Erlebnisepisoden führt. Sie versagt in der Konfrontation mit Lebenslagen, deren Umstände nicht mehr so arrangiert werden können, daß positive innere Befindlichkeiten entstehen. In solchen Situationen wird deutlich, daß das Leben mehr ist als eine Kette von Wahlakten und daß es nur kurzfristig etwas bringt, sich eine „surfende Identität“ zugelegt zu haben, die das Subjekt auf nichts festlegt, aber überall dabei sein läßt, wo sich etwas Interessantes abspielt. Nur vorübergehend kann es gelingen, die Vielfalt der Multiple-choice-Gesellschaft innersubjektiv zu wiederholen und alle Mühen darauf zu verwenden, möglichst wenige Sinnepisoden im Leben zu verpassen.

Ein Lebenssinn, der sich nur von sinnvollen Einzelerlebnissen nährt und nicht auf's Ganze geht, ist ebenso vergänglich wie die einzelnen Erlebnisepisoden. Er ist Episodensinn. Ein Lebenssinn, der nur für ein singuläres Individuum gilt, ist letztlich kein sinnvoller Sinn. Das Sinnvolle des Sinns besteht darin, daß er nichts Singuläres ist. Er gilt nicht nur für die einen, sondern auch für die anderen, für alle anderen. Sinnvoller Sinn besteht darin, daß er alles Partikuläre übersteigt und sich auf wohlthuende Weise jeder Machbarkeit entzieht. Eben dies ist es, was die Erlebnisgesellschaft zu wünschen übrig läßt.

Hans-Joachim Höhn ist Professor für Systematische Theologie an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln.

- 1 Zum Ganzen vgl. ausführlicher H.-J. Höhn, *Zerstreuungen. Religion zwischen Sinnsuche und Erlebnismarkt*, Düsseldorf 1998.
- 2 Vgl. U. Beck/ U. E. Ziegler, *Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben*, München 1997.
- 3 Vgl. G. Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt/ New York 1992.
- 4 Vgl. U. Beck/ E. Beck-Gernsheim (Hg.), *Risikante Freiheiten*, Frankfurt 1994.
- 5 Vgl. G. Grözinger, *Das Single. Gesellschaftliche Folgen eines Trends*, Leverkusen 1994; St Hradil, *Die „Single-Gesellschaft“*, München 1995.
- 6 Vgl. H.-J. Höhn, *Solidarische Individualität?*, in: A. Fritzsche/ M. Kwiran (Hg.), *Der Mensch*, München 1998, 88-116.
- 7 U. Beck (Hg.), *Kinder der Freiheit*, Frankfurt 1997, 19.